

Nina Peter

„Ueberall lagen Bilder“
Die Beschreibung des ‚Fremden‘ in Julius Payers
Expeditionsbericht *Die österreichisch-ungarische Nordpol-
Expedition in den Jahren 1872-1874*

ÜBERKREUZUNGEN
INTERSECTIONS

Verhandlungen kultureller, ethnischer, religiöser
und geschlechtlicher Identitäten in österreichischer
Literatur und Kultur

Negotiations of cultural, ethnic, religious,
and gender identities in modern Austrian
Literature and Culture

„wilde Bewegung im Eise“¹

Das Eis war Lebens- und Forschungsraum für die Österreichisch-Ungarische Nordpolarmeereexpedition, die 1872 mit dem Ziel ‚Nordpol‘ unter der Leitung von Carl Weyprecht und Julius Payer aufbrach und zwei Jahre später nach Wien zurückkehrte. Bereits wenige Wochen nach dem Aufbruch aus Tromsø wurde das Schiff im Eis eingeschlossen. Auf einer einjährigen Eisdrift gelangte die Expedition ans Ufer des bis dahin noch unbekanntes „Kaiser Franz Josef Landes“. Nach einer Überwinterung und der Erforschung des Landes wurde zu Fuß der Rückweg nach Europa angetreten. Im September 1874 ging die Expedition in Norwegen an Land.

Zwei Jahre nach der Rückkehr veröffentlichte Julius Payer einen Expeditionsbericht, adressiert sowohl an Arktisforscher als auch an ein breites Publikum. Explizit kennzeichnet Payer die Expedition hier als Überschreitung einer Grenze, als Weg in eine „völlig fremde Welt“ (S. 9). Auch die Möglichkeiten der Beschreibung dieser Fremde, der arktischen „terra incognita“ (S. XCI), die – so konstatieren Johan Schimanski und Ulrike Spring² – zu diesem Zeitpunkt auf keinen

¹ Julius Payer: *Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition in den Jahren 1872-1874, nebst einer Skizze der zweiten deutschen Nordpol Expedition 1869-1870 und der Polar-Expedition von 1871*, Wien 1876, S. 36. Seitenangaben im laufenden Text beziehen sich im Folgenden auf diese Ausgabe. Das Zitat im Titel dieses Beitrags findet sich auf S. 138.

² “One of the difficulties facing both writers and artists who sought to represent the Arctic was the lack of language codes and artistic conventions suitable for describing and depicting the very different environment that the explorers encountered.” (Johan Schimanski, Ulrike Spring: „Austro-Hungarian and other Mountains in Arctic Discourse“, in: *TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 15 (2003), online unter: http://www.inst.at/trans/15Nr/05_10/schimanski15.htm (zuletzt aufgerufen am 1.11.2008)). Zwar gibt es durchaus eine lange Tradition der Polar-

etablierten Diskurs zurückgreifen kann, wird von Payer reflektiert. Es sei nicht möglich, schreibt Payer, „[j]emandem, der das Eismeer nicht durch eigene Anschauung kennen gelernt hat, eine völlig klare Vorstellung von seinem Charakter zu geben“ (S. XXXIII), „denn alle Bücher w[ä]ren nicht vermögend, ihm die Wahrheit zu eröffnen“ (S. 1). In seinem Expeditionsbericht versucht Payer nichtsdestotrotz genau dies: eine unmögliche Beschreibung.

Einen zentralen Stellenwert nehmen dabei die Darstellungen des Eises ein. Das Eis dominiert die Landschaft bzw. markiert ihre Abwesenheit und tritt an die Stelle des Bekannten. Es erscheint als unausweichliche Manifestation der Fremdheit der bereisten Gegend. Nicht nur als Naturphänomen, auch sprachlich ist das Eis in „wilder Bewegung“. Das Eis als Gegenstand der Beobachtung und des Schreibens scheint zu schwanken, seine Beschreibungen und Metaphorisierungen sind heterogen und widersprechen sich: das unzuverlässige, launenhafte Eis bleibt auch im Text unfassbar, seine amorphe Vielgestaltigkeit spiegelt sich in seiner poetologischen Behandlung. Im Folgenden soll zunächst die sprachliche ‚Strategie‘ der Beschreibung der fremden Eislandschaft untersucht werden. Anschließend sollen die Ergebnisse der Analyse in Relation zur

und Eisliteratur mit etablierten Topoi (vgl. Bettine Menke: „Die Polarfahrt als Bibliotheksphänomen und die Polargebiete der Bibliothek: Nachfahren Petrarca und Dantes im Eis und in den Texten“, in: Annelore Engel-Braunschmidt; Gerhard Fouquet; Wiebke von Hinden; Inken Schmidt (Hg.): *Ultima Thule – Bilder des Nordens von der Antike bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main 2001, S. 145-172; sowie Friedhelm Marx: „Nachwort“, in Ders. (Hg.): *Wege ins Eis: Nord- und Südpolfahrten. Literarische Entdeckungen*, Frankfurt am Main 1995, S. 298-321), diese lassen sich jedoch nicht ohne weiteres für nicht-fiktionale Reiseliteratur voraussetzen.

Juli 2010

sprachlichen Präsentation des Eigenen, der Beschreibung von Schiff und Mannschaft gesetzt werden. Diese soll ebenfalls nachgezeichnet und auf ihre Kohärenz befragt werden. Ein besonderes Augenmerk liegt auf dem Metaphorischen als Modus der Fremdbeschreibung. Grundsätzlich ist die Gattung des Reiseberichts untrennbar verbunden mit der Frage nach den Bedingungen der Wahrnehmung und Beschreibung des Fremden. Der Begriff des Fremden ist dabei grundsätzlich als „Relationsbegriff“³ bzw. als „Beziehungsmodus“⁴ in der Begegnung mit „externen Phänomenen“⁵ zu verstehen: „die Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden ist nicht ein für allemal zu bestimmen“⁶, vielmehr verläuft sie, so beschreibt es Peter Brenner,

fließend [...]. Die ‚Regionen der Vertrautheit‘ definieren sich durch die Abgrenzung vom Fremden; und diese Abgrenzung unterliegt einem steten Wandel und bringt ständige Neudefinitionen dessen hervor, was als das ‚Eigene‘ und was als das ‚Fremde‘ zu verstehen ist.⁷

Dennoch werde das „eigentlich nur fragmentarisch Andere“⁸, so Brenner, im Reisebericht häufig „zu einem geschlossenen System“⁹

³ Peter Brenner: „Die Erfahrung der Fremde. Zur Entwicklung einer Wahrnehmungsform in der Geschichte des Reiseberichts“, in: Ders. (Hg.): *Der Reisebericht – Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, Frankfurt am Main 1989, S. 14-49, hier S.16.

⁴ Otfried Schöffter: „Modi des Fremderlebens“, in: Ders. (Hg.): *Das Fremde – Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung*, Opladen 1991, S. 11-42, hier S. 12.

⁵ Ebd.

⁶ Brenner, S. 16.

⁷ Ebd., S. 18.

⁸ Ebd., S. 15.

⁹ Ebd.

komplettiert, mittels dessen ein konsistentes Bild des Fremden entworfen wird.

Ob und inwiefern gerade das Etablieren bzw. Konstruieren eines solchen geschlossenen kohärenten und einheitlichen Systems der Fremde scheitert, ist Inhalt der Untersuchung *Das Schwinden der Differenz* von Oliver Lubrich¹⁰. Ausgehend von der Kulturtheorie Homi Bhabhas wird hier eine Perspektive eingenommen, die Konstruktion und Dekonstruktion von Fremdheit in Texten untersuchbar macht. Zusammenfassend konstatiert Lubrich:

Die Auseinandersetzungen moderner Literatur mit verschiedenen Formen der Alterität läßt sich nicht als homogene Konstruktion oder geschlossene Repräsentation, sondern angemessener als *Dynamik* fortwährender Selbstrevision beschreiben.¹¹

„Andersheit“ erscheint so als zunächst „symmetrischer Entwurf, der im Verlauf seiner Beschreibung kollabiert“¹²:

Literarische Texte, deren Funktion – auf den ersten Blick – die Festlegung, Gestaltung, Inszenierung einer spezifischen Form von Fremdheit zu sein scheint, verhalten sich in dieser vermeintlichen Konstruktion häufig weit weniger eindeutig, als zunächst zu vermuten wäre.¹³

Zugleich äußere sich, so eine weitere Schlussfolgerung Lubrichs, die „Schwierigkeit, Andersheiten zu konfigurieren“¹⁴ auch auf einer formal-poetologischen Ebene.

¹⁰ Oliver Lubrich: *Das Schwinden der Differenz; Postkoloniale Poetiken; Alexander von Humboldt – Bram Stoker – Ernst Jünger – Jean Genet*, Bielefeld 2004.

¹¹ Ebd., S. 360.

¹² Ebd., S. 285.

¹³ Ebd., S. 34f.

¹⁴ Ebd., S. 360.

Diese beiden entgegengesetzten Modelle – die These der Komplettierung des Fremden zu einem geschlossenen System einerseits und die des Schwindens der Differenz in der Beschreibung andererseits – sollen den Hintergrund für die folgende Analyse des Reiseberichts von Payer bilden. Gefragt werden soll, welcher der beiden Konzeptionen der Darstellung des Fremden sich Payers Text zuordnen lässt.

Eine fremde Sprache (I) – Beschreibungsstrategien des Eises

Angesichts eines Fremden oder einer Fremderfahrung, für die die eigene Sprache nur in begrenztem Maße Bezeichnungen zur Verfügung stellt¹⁵, stellt sich die Frage nach dem Wortmaterial der Fremdbeschreibung. Auffällig in Payers Reisebericht erscheinen in dieser Hinsicht zwei gegenläufige Strategien¹⁶. Einerseits findet sich

¹⁵ „Real observation requires training, not only for analysis and comparison, but for expressing new findings in words and concepts. Explorers often have no words to describe their discoveries, and are at first literally speechless. They must try to circumscribe by metaphors, create new words or borrow from other languages, and inevitably they risk misunderstanding.“ (Zweder von Martels (Hg.): *Travel Fact and Travel Fiction. Studies on Fiction, Literary Tradition, Scholarly Discovery, and Observation in Travel Writing*, Brill, Leiden [u.a.] 1994, S. xvi. Payer selbst empfindet die eigene Sprache mit der zunehmenden geographischen und klimatischen Distanz zu ihrem herkömmlichen Bezugskontext als erläuterungsbedürftig und in der Anwendung problematisch: „Mit dem Monat März hatte der Frühling dem Namen nach begonnen; allein es war kein Frühjahr in unserem Sinne.“ (S. 109); „Unser Kältegefühl“ (S. 255) entspricht nicht dem der arktischen Reisenden (vgl ebd.); „Niederschläge von Schnee in unserem Sinne hören auf“ (S. 252). Der Umgebungswechsel setzt die Bezeichnungskraft der Sprache außer Kraft.

¹⁶ Durch eine Vervielfältigung der Adressaten, die Absicht „für Alle zu schreiben“ (S. IX), „den Mann der Wissenschaft“, „Nachfolger“ im Eis und „das große Publicum“ (S. VIII), ergeben sich darüber hinaus weitere Beschreibungsformen des Eises, so z.B. eine quantifizierende (der Text enthält sehr viele Daten und Tabellen). Diese sollen

gleich zu Beginn der Einleitung ein Kapitel mit Worterklärungen, offenbar mit dem Ziel, eine Fachsprache der bloßen Benennung der fremden Phänomene zu etablieren: ‚Fremd-Wörter‘ im doppelten Sinne. Payer versucht hier, eine Differenzierung, Ordnung und Kategorisierung des Eises vorzunehmen: er führt eine Fachterminologie ein, definiert ein Vokabular. Packeis, Treibeis, Flächeneis, Süßwassereis, Eisberge, Schollen, Flarden, Eisfelder, Landeis, Eisfuß, Brockeneis, Baieis, Eishügel (hummocks) und Eisklippen (torossy) werden nacheinander abgehandelt. „Das Eismeer“¹⁷ soll, so scheint es, gleich zu Beginn des Textes sprachlich zugänglich gemacht und so eine Grundlage für die spätere Beschreibung geschaffen werden, damit diese sich dann, so das Vorwort, „auf die Ereignisse selbst beschränken“ (S. VIII) kann. Direkt im Anschluss an die Begriffsbestimmungen, findet sich jedoch bereits eine erste Wiederauflösung der Ordnung: „Die Deutung wird oft zur Willkür“ (S. XXI), fasst Payer zusammen und kann somit lediglich die Unsystematisierbarkeit seines Beobachtungsgegenstandes protokollieren: „Aus den Formerscheinungen des Eismeereres läßt sich wegen deren Unregelmäßigkeit nichts Bestimmtes ableiten“ (S. XXIII). Zu konstatieren bleibt schließlich in erster Linie die Schwierigkeit der praktischen Anwendung der in der Theorie gerade vorgenommenen Unterscheidung einzelner Eissorten: „In den Eisbildungen herrscht die abenteuerlichste Regellosigkeit.“ (S. XXIII). Trotz der intensiven

hier jedoch nicht berücksichtigt werden. Der Text Payers bildet eine Hybridform, deren Beschreibungsformen des Eises ohnehin schon sprachlich variieren und die Perspektive auf den Gegenstand so vervielfältigen.

¹⁷ So die Kapitelüberschrift (S. XVII).

Bemühungen der Etablierung einer (begrifflichen) Systematik des Eises, lässt sich diese weder praktikabel gestalten noch komplettieren: „Alles übrige Eis [...] besitzt ein mehr oder weniger welliges Aussehen.“ (S. XIX). Die Kategorisierung und Terminologisierung des Eises scheitert, die definierten Fremd-Worte und ihre Ordnung kommen im Verlauf des Textes kaum zum Einsatz: nur selten finden sich die eingangs eingeführten Begriffe, und wenn sie auftauchen, bleiben sie sprachliche Fremdkörper, die nicht in die eingespielte eigene Sprache übergegangen sind, sondern den Beschreibungsfluss unterbrechen: in Fußnoten werden sie erneut ‚mit eigenen Worten‘ umschrieben (vgl. u. a. S. 11, 14).

Im Gegensatz zur Einführung einer – zumindest im Alltagsgebrauch der Sprache – unüblichen Terminologie, die in der Reisebeschreibung kaum aufrechterhalten wird, findet eine zweite Strategie zur Beschreibung des Eises auffallend häufige Verwendung und tritt insbesondere an zentralen Stellen des Textes – kurz nach dem ersten Sichten des Eises, in Höhepunkten der Eispressungen, beim Verlassen des Eismeeres – in Erscheinung: es findet eine intensive bildliche Kodierung des Eises statt.

Der Bereich des bildlichen Sprechens vom fremden Eis soll im Folgenden näher untersucht werden¹⁸: Mit welchem metaphorischen Wortmaterial wird das Eis beschrieben? Ergeben sich thematische Metapherngruppen und aus diesen Sinnzuschreibungen bzw. Deutungsmodelle, die das Eis im eigenen Weltbild verorten, oder lässt

¹⁸ Zwischen expliziten Metaphern und bildlichen Vergleichen wird in der Analyse kein Unterschied gemacht.

sich umgekehrt dem ‚sinnlosen Naturphänomen‘ gerade keine Bedeutung zuschreiben? Wo ergeben sich Widersprüche?

An diese Untersuchung angeschlossen werden sollen Überlegungen zu der Frage, ob und wenn ja inwiefern das Metaphorische – „eine Sprach- oder Denkform [...], die von [...] der wörtlichen und terminologisierten Form als wesentlich verschieden gedacht ist“¹⁹ – als in besonderem Maße geeignete Beschreibungsform des Fremden verstanden werden kann. Inwiefern bildet das Metaphorische selbst einen Sprachmodus des Fremden? Schließlich stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Eigenem und Fremden: wie vertraut wird das ‚fremde Eis‘ in Payers Sprachbildern? Und wie entwickelt sich parallel die Selbstbeschreibung?

Bilder des Eises

Ordnen lässt sich die intensive bildliche Kodierung des Eises in zwölf dominierende thematische Gruppen. Diese wiederum lassen sich verschiedenen thematischen Feldern zuordnen²⁰. Im Folgenden sollen die thematischen Gruppen lediglich aufgezählt werden, bevor genauer auf die Implikationen der verwendeten Metaphern eingegangen wird. Eine ausführlichere Beschreibung der Sprachbilder befindet sich im

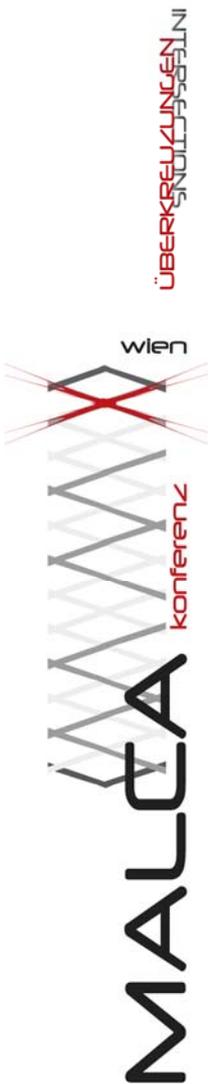
¹⁹ Klaus Müller-Richter: „Einleitung“, in: Ders.; Arturo Larcati: *Metapher und Geschichte. Die Reflexion bildlicher Rede in der Poetik der deutschen Nachkriegsliteratur (1945-1965)*, Wien 2007, S. 15-30, hier S. 25.

²⁰ Hinsichtlich der zugrunde liegenden Fragestellung und des Vorgehens folgt die Metaphernanalyse in wesentlichen Punkten Lubrichs Untersuchung von Ernst Jüngers Kriegsmetaphern, die er in der Studie *Das Schwinden der Differenz* vornimmt. Auch die thematischen Ordnungskategorien orientieren sich an Lubrichs Analysemodell.

Anhang dieses Textes. Unterscheiden lassen sich Metaphern aus den Bereichen der menschlichen Kultur und Praxis, der Mythologie und der Natur; außerdem lassen sich Personifikationen des Eises und eine Vergänglichkeitsbildlichkeit beobachten. Dem Bereich der menschlichen Kultur und Praxis lassen sich die Untergruppen Krieg und Kampf, Architektur, Gefängnis, Exil und Verbannung, Kunst, Schmuck, Kleidung, Chaos sowie Bilder geographischer und kultureller Fremde zuordnen.

Mit einem Blick auf die dominanten Metapherngruppen lässt sich zunächst konstatieren, dass das Eis in einer extrem heterogenen Bildlichkeit beschrieben wird. Naturereignissen stehen Phänomene des gesellschaftlichen Lebens gegenüber; das Totenreich steht im Gegensatz zu belebender Personifikation. Auf diese Weise findet eine Veruneindeutigung des Eises statt. Es bildet kein kohärentes System des Fremden, sondern löst sich in ein Nebeneinander divergenter Bildlichkeiten auf.

Die **Kriegsmetaphorisierung** evoziert größte Schrecken und Bedrohungen, zugleich wird das Eis zum personifizierten Angreifer, dem im Kampf eine „Ausbeute“ (S. 281) abgerungen werden muss und der selbst planvoll die Zerstörung der Expedition zu erreichen versucht. Um so mehr, da das Eismeer als Reich vorgestellt wird, lässt sich die Expedition als ein nationales Kriegs- oder Eroberungsunternehmen verstehen, das auf einen zielgerichtet agierenden Gegner trifft. Das Eis erscheint auf diese Weise berechenbar, es scheint logisch zu handeln. Mit der Freund-Feind-



Antinomie wird ihm ein Platz in einer klaren binären Ordnung zugewiesen. Das Grauen und die Gefahr der Eispressungen – in deren Beschreibungen es zur höchsten Metapherndichte kommt – erhalten ein Subjekt und werden in der Beschreibung als Kampfhandlung oder Schlacht sprachlich fassbar. Die Kriegsmetaphorik kann damit als Versuch der Rationalisierung und Bewältigung der Kontingenz- und Ohnmachtserfahrung (vgl. S. 28) der sich willkürlich, sinnlos (vgl. S. 90) und zugleich im höchsten Maße bedrohlich manifestierenden „Allgewalt der Natur“ (S. 36) erscheinen. Die Ordnung und Fassbarkeit, die die Kriegsmetaphorik so im Eis zu etablieren scheint, wird jedoch innerhalb dieser selbst wieder unterlaufen. Die Freund-Feind-Gegenüberstellung löst sich auf in einen chaotischen Kampf aller gegen alle²¹, das Schlachtgetümmel wird ein „Wirrsal“ (S. 91), in dem das Eis zugleich Opfer (zum Beispiel „einfallende“²² Stadt“, S. 90) und Angreifer ist. Als ordnende Einteilung und interpretative Sinnzuschreibung funktioniert die Kriegsmetaphorik damit nur vordergründig; die ordnende und identitätsstiftende Metaphorik wird innerhalb desselben Bildbereichs wieder unterlaufen. Hinzu kommt, dass der Krieg selbst als überforderndes Phänomen des Unfassbaren, als Ausnahmezustand einer Beschreibung nicht ohne weiteres zugänglich ist. Damit wird das fremde Eis mit Hilfe eines Metaphernbereichs beschrieben, dem selbst eine existentielle

²¹ Vgl. S. 90-93; und: „wie sinnlose Ungeheuer bekämpfen sich die Elemente“ (S. 90).

²² Wobei selbst dieser Opferstatus sprachlich wieder uneindeutig wird: „einfallen“ kann eben auch der Angreifer.

Grenzerfahrung und somit eine Beschreibungsproblematik inhärent ist.²³

Die **Architekturmetaphern** finden sich häufig in denselben Sequenzen wie auch die Kriegsmetaphern (vgl. z.B. S. 90-94). Indem das Eis zugleich als „das konstruktive Métier [...] und das destruktive Ereignis schlechthin“²⁴ verbildlicht wird, wird seine Beschreibung höchst ambivalent. Die eigentlich konstruktive Architektur wird dabei in ihr Gegenteil verkehrt: anstelle von sinnvoll und wiedererkennbar konstruierten Bauwerken stehen zerstörte oder einstürzende Gebäude, Kriegsanlagen (Festungswälle, Barrièren, Wälle) oder eine partikuläre verwirrende Architektur, die sich nicht erschließen, ordnen oder kartieren lässt (Wände, Gerüste, offene Torflügel, wirre Lager, unbekannte Pfade, ein Labyrinth). Das Sinnbild des sinnvoll Konstruierten ist hier gerade als sein Gegenteil zu verstehen: Architekturmetaphern veranschaulichen Zerstörung, das Fehlen von Übersichtlichkeit und Zusammenhängen.

Im **Exil**, in der **Verbannung** und **Gefangenschaft** vollzieht sich ein zumeist unfreiwilliger, erzwungener Ausschluss aus der Gesellschaft. Beschreibt die Gefangenschaftsmetaphorik treffend die Unfreiheit der Eisdrift, so wird sie darüber hinaus jedoch zum Paradox: Als „Gemiedene“ (S. 70) oder „Verbannte“ (S. LXXIII) wären die Expeditionsteilnehmer Gestrafte, Fremde, Andere der Gesellschaft. Dies steht in deutlichem Widerspruch zum Dienst fürs Vaterland (vgl. S. 4), als den Payer die Expedition versteht (und auch praktiziert: für

²³ Vgl. Lubrich, S. 148.

²⁴ Ebd., S. 200.

Kaiser Franz Josef nimmt er das entdeckte Land in Besitz (vgl. S. 136f), bei jeder Gelegenheit werden Flaggen²⁵ aufgerichtet, die Geburtstage des Kaisers werden auch im Eis gefeiert (vgl. S. 126) und auf diese Weise dort ein Provisorium der verlassenen Heimat errichtet). Die Verbannung wird so paradox zu einer „freiwillige[n]“ (S. 64), die Expeditionsmitglieder sind nur scheinbar „Gemiedene“ (S. 70), die tatsächlich im „Gedächtnisse unserer Heimat“ (S. 3) fortleben und deren Rückkehr „freudigste[...] Aufregung entzünden würde“ (S. 452). In der Metaphorisierung als **Kunst** oder **Schmuck** wird das Eis zum Objekt ästhetischer Betrachtung. Als Schauspiel oder Bild ermöglicht es eine distanzierte Betrachtung, wird ins Unwirkliche²⁶, ins ‚Als-ob‘ entrückt. Gleichzeitig kann das Eis jedoch nicht vollständig ins Uneigentliche überführt werden, sondern behält auch innerhalb dieses Bildbereiches seine bedrohlich-reale Dimension: Nach der Betrachtung des „Schauspiels“ eines näher kommenden Eisberges „erhielt [die Mannschaft] noch Nachts einen Grog, um den düstern Eindruck dieser Scene zu verwischen“ (S. 55) – einen Eindruck, der nur aus dem unmittelbaren Realitätsbezug entsteht. Unmittelbar bevor „das Bild“ „wechselt“ (S. 92) steht die reale Frage: „Wird das Schiff nicht kentern?“ (ebd.). Das Eis geht so nie ganz ins Uneigentliche über, es behält seine lebensbedrohliche Dimension: auch angesichts eines Bildes muss noch ums Leben gerungen werden (vgl. S. 91). Das Eis als „Bild“ und damit als distanziert betrachtbarer ästhetischer

²⁵ Vgl. „Mit stolzer Erregung pflanzten wir die Flagge Oesterreich-Ungarns zum ersten Mal im hohen Norden auf“ (S. 337); „nahmen die zwei Flaggen zu uns und jene Dinge, von denen man sich durchaus nicht trennen will.“ (S. 37).

²⁶ Vgl. Lubrich, S. 198.

Gegenstand ist damit ‚lügenhaft‘: „nichts Friedfertigeres, nichts Lügenhafteres als solch ein Bild [Eislandschaft im Mondlicht] zur Stunde“ (S. 44).

Als Schmuck wird das Eis „schön“, seine Schönheit erscheint jedoch als eine unwesenhafte nur äußerlich angelegte und damit „erlogen“ (S. 93) und temporär (vgl. „Diamantblitze“ (S. 57), „diamantsprühend“ (S. 104, Hervorhebungen von mir) als temporäre Erscheinungen). Das Paradox der „thränenden Gletschguirlanden“ (S. 112) ruft neben geschmückter Festlichkeit zugleich auch Trauer auf.

Als **Kleid** oder **Hülle** wird das Eis zum Schutz, ein zerrissenes Kleid (vgl. S. 9) oder ein „Kleid aus Eis“ (S. 136) – so die typischen Beschreibungsformen – kann jedoch gerade diese Funktion nicht erfüllen.

Die Metaphern der **geographischen und kulturellen Fremde** übertragen das fremde Eis in ‚eigene‘, diskursiv etablierte Bilder der Fremdheit: Ägypten steht für das ‚halbwegs vertraute Fremde‘. Damit wird das Eis der Arktis in einer dem Lesepublikum vertrauten Metapher des Fremden gefasst und auf diese Weise als unverständlich, rätselhaft, als ein unbegreifliches ‚Anderes‘ charakterisiert: „Ägypten hat [...] die Allegorien jenes ‚Rätsels‘ der Polregionen zu stellen, das der Leere der Eiswüste unterstellt wird.“²⁷ Diese Metaphern verbildlichen eine Undeutbarkeit des Eises: es ist so rätselhaft, dass es nur durch andere Rätsel metaphorisiert werden kann.

²⁷ Menke, Polarfahrt, S. 567.

Eine ähnliche Undeutbarkeit wird dem Eis in den **Naturmetaphern** zugeschrieben. Als Naturereignis ist es eben nicht „mit menschlichen Maßstäben bewertbar“²⁸. Das Eis wird vor allem in bedrohlichen Extremformen anderer Elemente (Vulkan, Erdbeben, Feuersbrunst, berstende Hänge, Flut, Sumpf, Wasserfall) oder als schwer greifbare temporäre Zwischenform (Blase, Wolke, Rauch, Schaum) beschrieben, die sich beide umso mehr der Fassbarkeit entziehen. Als **Wüste** und **Einöde** ist das Eis ‚unmarkierte‘ (vgl. S. 355) Landschaft, die keine Orientierung bietet. Mit diesem Mangel erscheint sie als defizitär und leer und kann nur durch Abwesendes, durch ein Fehlen charakterisiert werden. Die Charakterisierung als „Einöde“ (S. 4, 51, 54, 109, 160, 431) fasst Bettine Menke entsprechend als Aussetzen oder Abbrechen der Beschreibung, als Nicht-Beschreibung, auf²⁹. Sowohl als Wüste und Einöde, als **Leere** und ‚**Alles**‘, als auch im Einerlei, im Gewirre und **Chaos** erscheint das Eis in einem allumfassenden Singular, der eine heterogene vielgestaltige und diversitäre Vielheit vereinfachend auf einen Begriff bringt, der jedoch ohne konkrete Klarheit und ohne eigentlichen Inhalt bleibt. Daneben wird das Eis als Unzählbares, als regelloser Plural der „ausartenden“ (vgl. S. 305) nicht kategorisierbaren Formen gefasst. In beiden Fällen scheitert die detaillierte Beschreibung und zugleich eine ordnende Deutung – die Metaphorik verbildlicht die Unfassbarkeit ihres Gegenstandes.

²⁸ Lubrich, S. 193.

²⁹ „[U]nbeschreibliche Einöde lag nach Norden hin, trostloser anzusehen, als irgend eine, die ich je in der arktischen Region angetroffen“, so beschreibt Payer dann (nicht) mehr weiter.“ (Menke, Polarfahrt, S. 556).

In der **Personifizierung** wird das Eis zum Gegenüber, bleibt jedoch zugleich ein unübersichtliches Durcheinander von Körperteilen. Mal bildet die gesamte Eislandschaft einen Körper, mal viele einzelne; das Eis ist in Payers Beschreibung ein Hybrid zwischen Mensch und Tier (Häutung), das von Wut und Hohn bis zum Frohlocken unterschiedlichste Äußerungen von sich gibt und demgegenüber damit letztendlich keine eindeutige Positionierung möglich ist. Verstärkt wird dies noch durch die Metaphorisierung als Leiche: Bettine Menke beschreibt die Leiche als das Abjekte und Diskontinuierliche, dem durch rituelle Bestattung erst wieder ein Ort zugewiesen werden muss, damit ein Umgang mit ihm möglich wird³⁰. Das Eis wird so gerade nicht zu einem fassbaren Gegenüber – demgegenüber eine Positionierung möglich wäre – sondern zum bedrohlichen Diskontinuum, das eine Krise auslöst.

Die **Todesmetaphorik** spiegelt die Abwesenheit von Menschen, Tieren und Pflanzen im Eismeer und macht es zum Gegensatz der belebten eigenen Welt. Die Todesmetaphorik wird von Payer jedoch als nur partiell zutreffend gekennzeichnet: „hier war Alles tot und starr, – nur nicht, wenn des Eises Riesenleib seine Glieder dehnte“ (S. 57f); und an anderer Stelle explizit revidiert: „Wo ist da der Tod? Alles lebt!“ (S. 91), schreibt Payer während einer Eispressung und nimmt so

³⁰ Vgl. Bettine Menke: „Körper-Bild und -Zerfällung, Staub. Über H.v. Kleists ‚Penthesilea‘“, in: Claudia Öhlschläger (Hg.): *Körper Gedächtnis Schrift*, Berlin 1997, S. 122-156, hier S. 123. Damit übereinstimmend beschreibt Winfried Menninghaus die (verwesende) Leiche als *die* Chiffre für den Ekel und Ekel wiederum als „Alarm- und Ausnahmezustand, eine akute Krise der Selbstbehauptung gegen eine unassimilierte Andersheit.“ (Ders.: *Ekel – Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*, Frankfurt am Main 1999, S. 7).

seine vorherigen Metaphern zurück, verwendet sie später jedoch erneut. Auch wird das „Hinsterben“ (S. 9, 112) des Eises im Schmelzungsprozess zunächst als Memento Mori und damit als Erinnerung an die eigene Vergänglichkeit (vgl. S. 11) gedeutet, im nächsten Sommer jedoch konträr als „Quelle der Beruhigung“ (S. 112), die eine Befreiung des Eises anzuzeigen scheint. Als Region der Fremdheit, zu der Lebende normalerweise keinen Zutritt haben und aus der keine Wiederkehr möglich ist, steht die Bildlichkeit des Totenreichs für eine weitgehend unbestimmt und unbeschrieben bleibenden im Mythischen verorteten Bereich.

Mit der **mythologischen Bildlichkeit** schließt Payer seine Eisbeschreibungen an Erzählungen an, die „kollektiven Sinn“³¹ stiften und so „System[e] des Willkürzugs“³² bilden. In diesem Sinne ließe sich die mythologische Metaphorik (wie die Kriegsmetaphorik) als Versuch der Bewältigung der Kontingenzerfahrungen der Eispressungen verstehen: „Der Mythos ist eine Ausdrucksform dafür, daß der Welt und den in ihr waltenden Mächten die reine Willkür nicht überlassen ist“³³. Zugleich ist der durch den Mythos etablierte kollektive Sinn jedoch ein „nicht beweisbare[r]“³⁴, im Mythos kann zwar das „Ungriffige greifbar“, nicht aber „begreifbar“³⁵ werden. Insbesondere da heterogen nebeneinander griechische, ägyptische und christliche Mythologie aufgerufen werden, scheint hier so weniger

³¹ Metzler Literatur Lexikon, Eintrag „Mythos“, S. 524.

³² Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*. Frankfurt am Main 1996, S. 50.

³³ Ebd.

³⁴ Metzler Literatur Lexikon, Eintrag „Mythos“, S. 524.

³⁵ Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, S. 49.

ein „Willkürzug“ stattzufinden, als eine Markierung der Ungreifbarkeit und der Fremdheit: der Mythos ist „immer verlegen um das, was man Integration nennen könnte“, „[s]eine Geschichten sind selten im Raum, nie in der Zeit lokalisiert“³⁶. Wie der Mythos, als Unlokalisier- und Unerklärbares, lässt sich das Eis ebenfalls nicht ‚festschreiben‘ und fordert doch eine Versprachlichung heraus.

Bei der genaueren Betrachtung lässt sich somit feststellen, dass sich eine Widersprüchlichkeit nicht nur zwischen den einzelnen thematischen Bildbereichen finden lässt, sondern diesen bereits selbst inhärent ist. Die meisten Verbildlichungen implizieren zwar Deutungen bzw. Referenzmodelle, die dann jedoch wieder unterlaufen werden: der zielgerichtete nationale Kampf wird zum chaotischen Kampf aller gegen alle; die konstruktiv konnotierte Architektur versinnbildlicht Zerstörung; die Verbannung ist freiwillig; im Moment höchster Bedrohung, der über Leben und Tod entscheidet, wird das Eis zur theatralen Szene, die jedoch so bedrohlich wirklich bleibt, dass zu ihrer Verarbeitung Schnaps verteilt werden muss; das schöne Eis ist lügenhaft; als Kleidung erweist es sich als disfunktional; das Eis als Totenreich wird explizit revidiert: „Alles lebt“ (S. 91); unterschiedliche Mythologien werden aufgerufen, die sich jedoch gerade in ihrer Mehrzahl nicht als Willkürzug verstehen lassen, sondern vielmehr das Unerklärliche und Ungreifbare des Eises veranschaulichen.

³⁶ Ebd., S. 46.

Wie es scheint, lässt sich da Eis weder kohärent beschreiben, noch modellhaft fassen: Die Bildlichkeiten, die evozierten Deutungsansätze und Referenzmodelle bleiben heterogen und uneinheitlich. Dies veranschaulicht die Schwierigkeit der Einordnung, des sprachlichen (und gedanklichen) ‚Fassens‘ des Gegenstandes: Der Versuch, die unberechenbare und instabile Form des Eises – die sich eben nicht im Singular eines Charakters oder eines Wesens, in der Vorhersagbarkeit und Systematisierung einer Ordnung fassen lässt und für das sich kein uneingeschränkt übertragbares Referenzmodell innerhalb der als bekannt vorauszusetzenden Welt finden lässt – in Worte und Bilder zu übersetzen, löst einen Metaphorisierungsprozess aus, der in seinen heterogenen Bildlichkeiten selbst von Instabilität und Bewegung, Paradoxien und Inkohärenzen gekennzeichnet ist. Die „wilde Bewegung des Eises“ (S. 36) spiegelt sich in einem bewegten Text: Das Eis bewegt sich durch seine Beschreibungen und kann nicht stabil ‚festgeschrieben‘ werden.

Eine fremde Sprache (II): das Metaphorische als Sprachmodus des Fremden

Das metaphorische Beschreibungsverfahren bildet eine bereits in sich grundsätzlich mehrdeutige Methode der Bedeutungserzeugung: Neben dem jeder Metapher eigenen „gemeinsamen Nenner mit ihrem Objekt, ein[em] *tertium*, das die Übertragung überhaupt erst ermöglicht“³⁷, entstehen zugleich „Unschärfen und

³⁷ Lubrich, S. 204.

Sinnüberschüsse³⁸, ein ‚Mehr‘ an Bedeutung. Die beschriebene Veruneindeutigung des Eises wird noch verstärkt durch ein Verfahren der Bedeutungskonstitution, das selbst Mehrdeutigkeiten und Offenheiten hervorbringt.

Metaphern mit ihrem Potential im eigenen Wortmaterial eine Beschreibbarkeit des Fremden und dessen Anbindung ans Vertraute zu ermöglichen – für das Unbenannte einzutreten – scheinen dabei auf einer sprachlichen Ebene selbst einen Zwischenstatus zwischen Fremdem und Vertrautem einzunehmen. Sie ermöglichen eine „Vertrautmachung“, die „Einbindung in Zusammenhänge, die vor dem Hintergrund ‚normaler‘ Erfahrungen nachvollziehbar sind“ sowie eine „Übersetzung in begreifbare Kontexte“³⁹. Das Metaphorische scheint sich damit in besonderer Weise als ein ‚Beschreibungsmodus des Fremden‘ zu qualifizieren und Payers ‚Strategie‘ der Fremdbeschreibung – die bildliche Situierung des Eises zwischen Vertrautem und Fremdem – auf einer sprachlichen Ebene zu spiegeln. Ausgegangen werden soll von der Metapher als einer „Übertragung“,

bei der [...] konventionelle Ausdruck-Inhalt-Zuordnungen durch das Zusammenspiel des Ausdrucks mit seiner [...] Umgebung [...] aufgehoben und durch die Aufforderung [...] zu einer unkonventionellen und dadurch neuen Bedeutungskonstitution ersetzt werden⁴⁰.

Damit handelt es sich beim metaphorischen Wortgebrauch um eine „Abweichung [...] vom dominanten prototypischen Gebrauch eines

³⁸ Ebd.

³⁹ Lubrich, S. 223f.

⁴⁰ Metzler, S. 494.

Wortes, der Standardbedeutung⁴¹. An dessen Stelle tritt das Konzept einer „doppelte[n] Bedeutung“⁴²: „Wenn wir einen Ausdruck metaphorisch meinen, dann intendieren wir eine Bedeutung, die durch die Standardbedeutung hindurch entstehen soll, ohne diese aufzuheben.“⁴³ Metaphorische Bedeutungserzeugung entsteht demnach durch eine gedankliche Bewegung, die eine „exzeptionelle Verwendung eines Wortes“⁴⁴ durch Rückbezug auf seine dominante oder gebräuchliche Bedeutung in einem neuen Kontext aktualisiert. Der metaphorische Sprachgebrauch fordert so seinerseits eine permanente gedankliche Reise zwischen Fremdem und Vertrauten und hebt zugleich deren klare Grenzen auf, indem beide Seiten in einem Wort zusammenfallen. Der dem Expeditionsbericht zugrunde liegenden realen physischen liegenden Reise korrespondiert das metaphorische Schreibverfahren, das sich – wiederum selbst metaphorisch – als Reisebewegung veranschaulichen lässt. Als „grundlegende Differenz zum alltagsfähig kategorisierten, als realistisch eingespielten und aktuell gültigen Konstitutionsdiskurs des Wirklichen“⁴⁵ ist die Metapher, so formuliert es Hans Blumenberg, „zunächst eine Störung“⁴⁶. Sie ist „ein heterogenes Element, das in einen anderen als den aktuellen Zusammenhang verweist“⁴⁷,

⁴¹ Ebd.

⁴² Ebd.

⁴³ Gerhard Kurz: *Metapher, Allegorie und Symbol*. Göttingen 2004, S. 19.

⁴⁴ Ebd., S. 17f

⁴⁵ Müller-Richter, S. 25.

⁴⁶ Hans Blumenberg: „Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit“, in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Theorie der Metapher*, S. 438-454, hier S. 439.

⁴⁷ Ebd.

„Widerstimmigkeit“⁴⁸, ein „Unfall des glatten Ablaufs der Information“⁴⁹. Damit findet in der Metapher eine ‚Entfremdung der Sprache‘ statt, deren Leistungsfähigkeit erst wiederhergestellt werden muss:

Das zunächst destruktive Element *wird* überhaupt erst unter dem Druck des Reperaturzwanges der gefährdeten Konsistenz zur Metapher. Es wird der Intentionalität durch einen Kunstgriff des Umverstehens integriert. Die Erklärung des exotischen Fremdkörpers zur ‚bloßen Metapher‘ ist ein Akt der Selbstbehauptung: die Störung wird als Hilfe qualifiziert.⁵⁰

Metaphorik wird dabei von Blumenberg „nur als schmaler Spezialfall von Unbegrifflichkeit“⁵¹ verstanden: da die Metapher keinen bestehenden Begriff ersetzt, lässt sie „sich nicht ins Eigentliche, in die Logizität zurückholen“⁵²; kann „nicht in Begrifflichkeit aufgelöst werden“⁵³. Sie erweist sich „gegenüber dem terminologischen Anspruch [und der klaren Definitionsarbeit] als resistent“⁵⁴. Die Metapher bildet so mit dem Wortmaterial einer bereits ‚anderswo‘ etablierten vertrauten Begrifflichkeit eine ‚fast unbegriffliche‘ Bezeichnung.

Gerade durch die „Unübersetzbarkeit des Metaphorischen in den Diskurs des Eigentlichen“⁵⁵, die die Metapher als Fremdkörper in der eigenen Sprache auftreten lässt, scheint sie in besonderem Maße

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Ebd., S. 439.

⁵¹ Ebd., S. 438.

⁵² Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Bonn 1960, S. 10.

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Müller-Richter, S. 24.

geeignet, Fremdes und Namenloses, das durch seine Unbegrifflichkeit zunächst sprachlos macht, innerhalb des eigenen Wortmaterials beschreibbar zu machen. Indem sie sich durch die Gleichzeitigkeit ihres Status als vertrautes Wortmaterial mit Bezug auf bekannte Phänomene einerseits und als unübersetzbarer Fremdkörper andererseits konstituiert, ist sie in einem Bereich zwischen Fremdem und Vertrautem zu verorten. Damit kann sie das Fremde zugleich als unübersetzbar kennzeichnen und es doch in eigene Worte fassen.

Dass bei Payer ein Bewusstsein für die ‚Fremdheit‘ und Unübersetzbarkeit seines Beschreibungsverfahrens herrscht, zeigen einige meta-metaphorische Fußnoten, in denen er seine Eis-Bilder „entschuldig“⁵⁶ und zugleich ihr Potential zur Informationsvermittlung betont:

hohnlachend* *Es ist unbeschreiblich, wie wahrhaftig dieses Gleichnis ist; wir bezeichneten die Vorgänge zur Zeit, da sie geschahen, immer in solcher Weise, daher ich diesen sonst gewagten Vergleich beibehalten habe (S. 37).

Der Weg in die Fremde und zurück

Grundsätzlich kann das als fremd und ‚völlig anders‘ Empfundene, die ‚fremde Welt‘ innerhalb der Beschreibung damit nicht als völlig Fremdes auftreten:

Nichts ist und nichts bleibt einfach nur ‚anders‘. Keine Differenz ist stabil. [...] Wäre er [der ‚Andere‘] wirklich anders, wäre er nicht darstellbar. In dem Moment, da man sich mit ihm

⁵⁶ Blumenberg, Unbegrifflichkeit, S. 440.

auseinanderzusetzen beginnt, fängt seine Andersheit an, sich aufzulösen.⁵⁷

Das Fremde, das „auch bei optimaler Deutung ein Limesbegriff“⁵⁸ bleibt, muss also immer „in ein Eigenes übersetzt“⁵⁹ werden. Da Payers anfängliche terminologische Benennungen einem überwiegend metaphorischen Beschreiben weichen, stellt sich um so mehr die Frage nach dem Verhältnis zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung. Die Konstruktion einer klaren Grenze zwischen Eigenem und Fremden, die Payer mit der Vorstellung einer ‚völlig fremden Welt‘ gedanklich voraussetzen scheint, wird sprachlich unterlaufen. Damit wird auch das Eigene potentiell fremd oder zumindest Gegenstand der Irritation, denn

[d]ie Konzeption des ‚Selbst‘ steht in einem Verhältnis des Kontrasts, der Komplementarität oder des Gegensatzes zur Konzeption eines ‚Anderen‘, an der sie überhaupt erst entwickelt werden kann. Identitäten entstehen in der Abgrenzung. Differenz ist für sie konstitutiv. Der ‚Andere‘ ist die Bedingung des ‚Eigenen‘.⁶⁰

Schwindet nun wie beschrieben die Differenz des Fremden zugunsten einer heterogenen Mehrdeutigkeit und einer sprachlichen Annäherung ans Vertraute, so steht zugleich die eigene Identität in Frage.

⁵⁷ Vgl. ebd., S. 297f.

⁵⁸ Alfred Schütz: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Bonn 1982, S. 130, zitiert nach: Werner Nell: *Reflexionen und Konstruktionen des Fremden in der europäischen Literatur; Literarische und sozialwissenschaftliche Studien zu einer interkulturellen Hermeneutik*, St. Augustin 2001, S. 19.

⁵⁹ Nell, S. 19.

⁶⁰ Lubrich, S. 294.

Tatsächlich finden sich im Text in unterschiedlichen Formen ein Konvergieren, eine Interferenz und eine Überlappung von Eigenem und Fremden sowie ein Fremdwerden des Eigenen. Im Folgenden sollen kurz vier verschiedene Aspekte des sprachlichen Kollabierens einer klaren Trennung des Eigenen vom Fremden dargestellt werden.

Es handelt sich um

1. Dopplungen der Eismetaphern;
2. sprachliche Verweisketten, die Eigenes und Fremdes miteinander verbinden;
3. die Verunklarung von Begriffen der Differenz;
4. die Selbstmetaphorisierung.

1. Wörtliche und metaphorische Dopplungen der Eismetaphern

Eine Vielzahl der Eismetaphern kehrt in ihrer wörtlichen Bedeutung wieder und das dann bezeichnenderweise in der Regel mit einem engen Bezug auf das Eigene und die gefährdete eigene Ordnung, wie sich an den folgenden zwei Beispielen feststellen lässt:

Intensiv hatte Payer das Eis als Gefängnis metaphorisiert, bevor er zur praktischen Nutzung des Eismeereres erwägt: „Höchstens als Verbrechercolonien, zur Ausmerzung socialer Übel in der Heimat, dürften uns die Polarländer dienen.“ (S. LIX). Empfindet Payer einerseits die Expeditionsteilnehmer metaphorisch als ‚Verbannte‘ – ein problematisches Bild, das die eigene Identität als stolze Vertreter des Vaterlandes (vgl. u.a. S. 4) unterläuft – nimmt er andererseits die Thematik im Entwurf eines mit dem Eismeer verbundenen

Juli 2010

Reglementierungssystems wieder auf, als habe er das Bedürfnis die auf der metaphorischen Sprachebene instabil gewordene Ordnung zu reetablieren.

Ähnlich verhält es sich mit der Architekturmetaphorik: Während das Eis in Payers Beschreibung unkontrollierbare architektonische Gebilde, „starre Bauten des Frostes“ (S. 112) bildet, die durch ihre Instabilität und Unzuverlässigkeit charakterisiert sind und oft als Ruinen beschrieben werden, wird es im Text auch für die Mannschaft immer wieder zum Baumaterial: sie errichtet „Häuser aus Eis“ (S. 33), ein „wohlgeordnet[es]“ Haus für die Hunde (S. 176), „öffentliche[...] Bauten“ (S. 112): sie macht das Eis in bewussten Konstruktionen zu Architektur, Schnee zu „Mörtel“ (S. 22). Auch hier wird der metaphorischen Beschreibung einer ungeordneten, zerstörten, undurchschaubaren Architektur (Labyrinth, Ruinen, instabile Konstruktionen) mit einer sprachlichen Reetablierung der Ordnung begegnet (vgl. besonders: die errichtete ‚wohlgeordnete‘ Hundehütte). Auch die folgenden Beispiele können diese Beobachtung bestätigen: Während einerseits das Eis zum Schauspiel, zu einer Theatervorstellung wird, unternimmt Payer andererseits eine paradox lange Rechtfertigung, warum an Bord keine wirklichen Theatervorstellungen stattfanden⁶¹. Auch die Kleidungsmetapher

⁶¹ „Die englischen Nordpolexpeditionen fanden während der langen Periode des gezwungenen Müßigganges im Theaterspiel eine Quelle des Frohsinns und der Zerstreuung. Allein diese Expeditionen geboten über eine vielfach größere Besatzung, als die des ‚Tegetthoff‘, und es war daher für sie nicht schwierig, eine Anzahl Leute vom täglichen Dienste zu befreien und dieser Aufgabe zu überlassen. Es gab auch noch andere Gründe, weshalb wir nicht daran denken konnten, die Engländer nachzuahmen. Unsere Lage während des ersten Winters war zu ernst zu

findet sich in wörtlichen Verwendungen: detailliert und ausführlich beschreibt Payer die Kleidung der Eismeerreisenden (vgl. S. 227f). Mit ihrem verfremdenden Effekt⁶², der sogar die Hunde verwirre, „weil die Kleidung selbst ihre besten Freunde oft unkenntlich machte.“ (S. 177), scheint aber grade keine Identitätsstabilisierung zu gelingen: die Beschreibung der Kleidung verweist vielmehr direkt zurück ins fremde Eis. Die Kleidung wird selbst wieder zu Schnee: „Unsere Kleidung schien nur mehr aus Schnee zu bestehen.“ (S. 287). Ein „Schneekleid“ (S. 9) bedeckt das Schiff, und wenn dann „Lawinen gleich [...] weggeworfene Kleidungsstücke über den schneeamrungen Schiffsrumpf hinab“ (S. 378) hängen, so treffen hier Kleidungsstücke ‚als Eis‘ auf das Eis ‚als Bekleidung‘.

Beobachten lassen sich, wie im Kleidungsbeispiel bereits veranschaulicht, nicht nur die als Ordnungsversuche interpretierbaren wörtlichen Dopplungen der Eis-Metaphern, sondern zugleich eine gegenseitige Veruneindeutigung von metaphorischer und wörtlicher Ebene, Kollisionen und Irritationen in der Beschreibung. Die unterschiedlichen Bedeutungsebenen führen zu einer Orientierungslosigkeit innerhalb des Textgewebes und schließlich gar dazu, dass Menschen und Eis – Fremdes und Selbst – sprachlich

solchem Zeitvertreib; auch hätte uns kein anderer Platz zur Verfügung gestanden, als das verbarricadierte Deck. Und hier, bei 20-30° Kälte, im Theater zu sitzen, um zu sehen, wie Schauspieler und Zuschauer sich plötzlich die gefrorenen Füße mit Schnee gerieben hätten! Endlich mußten wir auf ein solches Vergnügen umsomehr verzichten, als die Darstellungen in vier Sprachen hätten geschehen müssen.“ (S. 79).

⁶² Vgl.: „in ihre sämtliche Garderobe gehüllt [...] und wie eine Kugel rollend, vermochte man in ihnen nur wandelnde Figuren zu erkennen, nicht aber Personen.“ (S. 175).

ununterscheidbar werden: Sowohl das Eis als auch die Menschen sind im Text „Pygmäen“ (Menschen: S. 36; Eis: S. 92), „Titanen“ (Eisberg: S. 11; Menschen: S. 284), und „Teufel“ (Eis S. 36; Menschen: S. 303). Das Eis, das Schiff und die Hoffnung werden an je verschiedenen Stellen des Textes als „Blase“ (Schiff: S. 36; Eis: S. 91; Hoffnung: S. 93) metaphorisiert. Das Eis bildet wie der Körper des Menschen eine „Hülle“ (Eis: S. XVII, 170, 241, 252, 270; Körper: S. 263). Und schließlich ist ein Mensch gar „ein lebendiger Eisberg“ (S. 184), um nur einige der auffallend zahlreichen Beispiele zu nennen.

2. Verweisketten

Über die Metaphern und Beschreibungen lässt sich ein Netz von Verweisketten innerhalb des Textes ausmachen, die Fremdes und Vertrautes miteinander verbinden und in Gleichungsverhältnisse setzen, so dass eine Nivellierung von Ordnungskategorien und Grenzen stattfindet. Im Folgenden lediglich zwei Beispiele:

Eine der häufigsten Metaphern für das Eis ist die der Wüste. Auch das neuentdeckte Land erscheint als Wüste, beim ersten Betreten jedoch wie ein „ein Paradies, aus diesem Grunde erhielt sie den Namen Wilczek-Insel“ (S. 158f). Graf Wilczek, der Geldgeber der Expedition, war zuvor als „Verkörperung unseres Vaterlandes“ (S. 23) beschrieben worden, so dass mit der Benennung des fremden Landes eine Identifikation von Heimat und Fremde stattfindet (vgl. auch den Namen Kaiser Franz Josefs-Land sowie das Ritual der Inbesitznahme durch das Aufstellen der Fahne). Auf diese Weise lässt sich auch

sprachlich über Verweise ein textueller Weg vom fremden Eis zum eigenen Vaterland bahnen:

Eis → Wüste → fremdes Land → Paradies → Graf Wilczek → Verkörperung des Vaterlandes.

Ähnliches lässt sich im folgenden Beispiel konstatieren: führt Payer im Terminologie-Teil der Einleitung den Begriff „Torossy“ für Eisklippen ein (vgl. S. XIX), so wird gleichzeitig der einzige eismeergeborene überlebende Hund („der Stolz der Expedition, S. 178) „Torossy“ genannt (vgl. S. 119). Der Hund Torossy erscheint „gesegnet mit allen Gaben, die sie [die Natur] sonst nur Eisbären verleiht“ (S. 178). Eisbären wiederum erscheinen als „Erbfeind“ (S. 284) und „Ungeheuer“ (S. 237, 284), damit also in Eismetaphern, andererseits werden erlegte Eisbären zum „erschlagenen Gegner“ (S. 239) und damit schwer ununterscheidbar von den Menschen, denn Payer beschreibt: „Regungslos, gleich Erschlagenen, hatten wir geschlafen“ (S. 260). Ausgehend von der Eiswüste gelangt man über mehrere Stationen zur Selbstbeschreibung.

Eis → Torossy → Hund → Eisbär → Erschlagener → Mannschaft.

3. Verunklarung von Begriffen der Differenz

Sowohl „Heimat“ als auch „Ferne“ indizieren und markieren Differenz⁶³. Beide Begriffe werden im Text zunehmend mehrdeutig – bei jedem Auftauchen erfordern sie eine neue Deutung und stiften so zunehmend Verwirrung statt Klarheit.

⁶³ Vgl. Edzard Obendieck: *Der lange Schatten des babylonischen Turmes. Das Fremde und der Fremde in der Literatur*. Göttingen 2000, S. 13

Heimat kann das „Vaterland“ (S. 23) (Österreich-Ungarn)⁶⁴ meinen oder auch Wien (vgl. S. 181)⁶⁵; Mitteleuropa oder jeden Ort, an dem es einen Frühling gibt⁶⁶. Die „gesammte christliche Welt“ (S. 180) kann als Heimat erscheinen⁶⁷, aber auch das Schiff⁶⁸ und selbst das Eismeer⁶⁹. Norwegen hingegen ist keine Heimat, sondern als „fremde Erde“ geradezu das Gegenteil⁷⁰. Neben den eigenen ‚Heimaten‘ (die in der Regel einem verhältnismäßig diffusen ‚uns‘ zugeordnet werden oder ganz ohne Subjekt stehen), gibt es außerdem die Heimaten ‚Anderer‘: Italien für einen Teil der Mannschaft⁷¹; das Eismeer für Eis, Schneestürme⁷² und Bären⁷³; das arktische Klima für wenige Tiere

⁶⁴ Vgl.: „Mit dem Gefühl des Scheidens für lange Zeit, doch nicht aus dem Gedächtnisse unserer Heimat“ (S. 3); „diese geringe Schaar, welche die Heimat bereits zu den Verschollenen zählte, war so glücklich, ihrem fernen Monarchen dadurch ein Zeichen ihrer Huldigung zu bringen, dass sie dem neuentdeckten Lande den Namen / Kaiser Franz Josefs-Land / gab.“ (S. 136f); „Dann trat die Frage vor uns auf, ob es uns selbst vergönnt sein würde, in die Heimat zurückzukehren“ (S. 263).

⁶⁵ Vgl.: „zu lange schon waren wir abwesend von der Heimat, nur unsere Leiber waren noch gegenwärtig, der Geist war jedoch aus ihnen entflohen und weilte unter den fernen Freunden.“ (S. 181).

⁶⁶ Vgl.: „Im Norden ist der Mond ein Ereignis, das Leben, Alles – weil das einzige sinnliche Band, das uns noch an die ferne Heimat knüpft; denn hier widersteht des Winters starrer Leib der Jahre ewig erneuten Jugend.“ (S. 64); „unsere Gegenden“ S. 273; „unsere Wälder“; „unsere Breiten“, S. 253; „unser Kältegefühl“ S. 255.

⁶⁷ Wenn das Weihnachtsfest in der fernen Heimat imaginiert wird (vgl. S. 64).

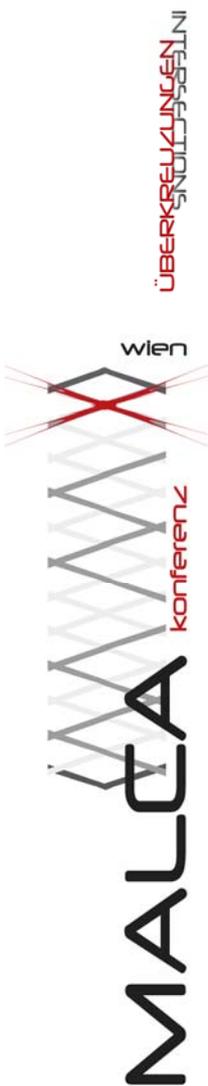
⁶⁸ „Nichtsdestoweniger war es [das Schiff] uns zwei Jahre lang schützende Heimat gewesen.“ (S. 389).

⁶⁹ „kälter und finsterner wurde es, und wieder wölbte sich der weite Dom der Nacht in träumendem Ernst über die einsame Stätte, die unsere Heimat geworden.“ (S. 165).

⁷⁰ „Nicht in der Heimat selbst, wie wir einst gehofft, waren wir rückkehrend gelandet. Fremde Erde war es, die den Geretteten das erste Obdach bot, - allein es war die Erde des gastlichen, alten Norwegen!“ (S. 452).

⁷¹ „es erweckt der gleichförmige Rhythmus des Ludro der Dalmatiner die Erinnerung an ihre sonnige Heimat“ (S. 4).

⁷² Vgl. S. 11.



(vgl. S. 61) und „solche[...] Menschen[...], die, ihr Dasein unter Essen und Schlafen verbringend, die Erinnerung an eine bessere Existenz nicht kennen.“ (ebd.); die Polarländer sind „die wahre Heimat des Hungers“ (S. 303) und ein Bärenschlachtfeld ist potentielle Heimat der Pest (vgl. S. 378).

Ähnlich ließe sich veranschaulichen, dass das „Ferne“ je andere Bezugspunkte voraussetzt – als extreme Beispiele seien hier nur das „ferne Eismeer“ (S. 236) und die „ferne Heimat“ (S. 64) genannt.

4. Selbstmetaphorisierung

Abschließend soll nun noch ein kurzer Blick auf die Beschreibungen der Mannschaft geworfen werden, in denen sich eine zunehmende Verfremdung feststellen lässt. Festhalten lässt sich, dass die Beschreibungen des Eigenen, von Schiff und Mannschaft, innerhalb des Textes zunehmend instabil werden. Es findet sich eine ähnlich heterogene – wenn auch weniger intensive und bildlich (mit Ausnahme der beschriebenen Dopplungen) anders gelagerte – Metaphorisierung wie für das Eis. Diese soll hier nicht ausführlich vorgestellt, sondern nur einige Beispiele für eine bildliche Selbstverfremdung dargestellt werden.

Das anfängliche Selbstverständnis (und -bewusstsein) als „de[r] Culturmensch“⁷⁴, der im Klima der Arktis immer „Fremdling“ (S. 61)

⁷³ „denen dieses selbst in völliger Unabhängigkeit vom Lande, als Heimat gilt.“ (S. 139).

⁷⁴ Als „Culturmensch“ versucht Payer auch noch im Schneesturm im Zelt während der Schlittenreisen (mit streng rationiertem Gepäck) zur Erforschung des Kaiser

bleiben muss, da dieses „nur wenigen Thieren und solchen Menschen eine Heimat ist, die, ihr Dasein unter Essen und Schlafen verbringend, die Erinnerung an eine bessere Existenz nicht kennen“ (ebd.), weicht zunehmend einer instabiler werdenden Bildlichkeit der Verunsicherung. Der zunächst noch so klar markierte Unterschied zum Tier schwindet, indem die Selbstbeschreibung eine zunehmende Dichte von Tiermetaphern⁷⁵ aufweist. Häufig tauchen dabei Bilder der Hilflosigkeit und Orientierungslosigkeit auf („harpunierter Wal“, „Eulen bei Tage“). Mit den zahlreichen Insektenmetaphern – eine Tiergruppe, die konventionell eher weniger Identifikationspotential aufweist – findet eine Verkleinerung statt, die sich auch in anderen Bildern findet: die Menschen werden zur „geringen Schaar“ (S. 136), zum „Häuflein Menschen“ (S. 251), schließlich gar zum „schwarze[n] Punkt“ (S. 293) und verschwinden so zunehmend aus dem Bereich des klar Wahrnehmbaren. Die „viele Gelegenheit zur Selbsterkenntniß“ (S. 62), die das Eismeer laut Payer bietet, scheint so zunehmend in eine Irritation des Selbstbildes zu führen. Die „Söhne der Natur“ (S. 86) und „Herren der Schöpfung“ (S. 155) werden schließlich gar sprachlich zu „Kannibalen“ (S. 294). In die bewohnte Welt kehren sie als Fremde wieder: das Eismeer entlässt (vgl. S. 455) die (ehemaligen)

Franz Josef Land, die unter extremen Bedingungen stattfinden, Lessing zu lesen (vgl. S. 290), scheitert aber.

⁷⁵ „Spinnen“ (S. 36); „Bienenschwarm“ (S. 83); „Eidechsen“ (S. 107); „Insecten auf einem Baublatt“ (S. 125); „wie Raben“ (S. 146); wie Vögel (vgl. S. 155); „Eulen bei Tage“ (S. 175), wie ein „harpunierter Wal“ (S. 176); „Grillenschwarm“ (S. 313); „Zugthierleben“ (S. 345); „hungrige Wölfe“ (S. 355); „gleich jungen Vögeln in ihren Nestern“ (S. 396); „rabenhafte Gier“ (S. 416); „Beleibtheit von Wachteln“ (S. 427).

Juli 2010

„Culturmenschen“ als „Barbaren“ (S. 451): „als die einzigen Wilden⁷⁶ erschienen wir uns jetzt inmitten der Bahnen der Civilisation“ (S. 451). Doch auch die „Civilisation“ erweist sich dann doch wieder als fremd: zunächst landen die „Wilden“ im russischen „Kauderwelsch“ (S. 451), dann auf der „fremde[n] Erde“ (S. 452) Norwegens und Payer befindet die Mannschaft als „für Samojuden noch hinreichend anstandsvoll“ (S. 455). Payers Bericht endet vor der Rückkehr in die (,eigene') „Heimat“ (S. 458) – vielleicht nicht zufällig: möglicherweise hätte sich diese „Heimat“ als fremd erwiesen, nicht auffinden lassen oder sie wäre wie auf sprachlicher Ebene bereits im Text wie „von [einem] Spiegel vorwurfsvoll vervielfältigt“ (S. 455) erschienen.

Mit der Metapher des „babylonischen Thurm[s]“⁷⁷ zur Beschreibung der Sprachverschiedenheit der Mannschaft wird diese zudem in sich selbst ‚fremd‘ und heterogen. Kommuniziert wird in einem Durch- und Nebeneinander verschiedener Sprachen: „Carlsen hat sich den ‚Slavoniern‘, wie er unsere Leute nennt, gegenüber eine Mundart angeeignet, die aus Norwegisch, Englisch, Deutsch, Italienisch und Slawisch besteht.“ (S. 85). Die eigene Sprache wird dabei zur fremden: „An Bord des ‚Tegetthoff‘ hatte er [Carlsen] so viele Sprachen gelernt, daß seine Angehörigen Mühe fanden, sich mit ihm zu verständigen“ (S. 457). Payers eigener deutscher Sprachraum findet sich als

⁷⁶ „[m]it durch Entbehnung geschärften Sinnen und der raschen Beobachtungsgabe der Wilden hatten wir, freudig erregt die geringsten Merkmale einer höheren Schöpfung begrüßt“ (S. 455)

⁷⁷ „Wie das beständige Gerassel eines Räderwerks bewegt sich der Sinn so vieler lebhafter Südländer; dazwischen greift die naive Einfalt der ernsten Tyroler ein, in langen Pausen, wie der Tact eines großen Zahnrades. Die Räder gehören dem babylonischen Thurm der Sprachverschiedenheit an.“ (S. 84).

„Colonie“ (S. 85). Im Sprachraum des Schiffes wird die eigene Sprache zum Nicht-Selbstverständlichen.

Das Selbstbild der Selbstmetaphorisierungen ist ein instabiles: Identität wird uneindeutig, lässt sich nicht klar fassen. Die Metaphern beschreiben die Mannschaft zunehmend als Fremdes. Die Menschen werden zu Tieren oder gar den ‚Anderen‘ schlechthin, zu „Wilden“ und „Barbaren“. Darüber hinaus ist die Mannschaft in sich keine geschlossene Gruppe. Durch die verschiedenen Nationalitäten und vor allem die verschiedenen Sprachen ihrer Mitglieder wird sie heterogen. Die Selbstverständlichkeit der eigenen Sprache wird dabei relativiert.

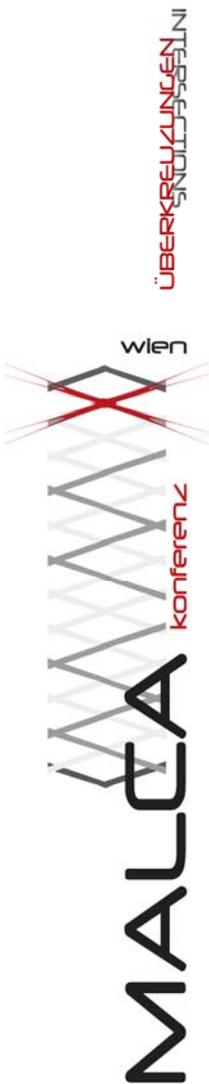
Schluss

Abschließend lässt sich zusammenfassend konstatieren, dass Payers Versuch, einem als fremd und nur begrenzt beschreibbar empfundenen Gegenstand in Worte zu fassen, keineswegs in einem kohärenten und geschlossenen Modell oder System (Brenner) resultiert. Das dominante Beschreibungsverfahren – eine intensive Metaphorisierung des Eises – führt mittels einer Vielzahl heterogener Bildlichkeiten vielmehr zu dessen sprachlicher Dekonstruktion und Veruneindeutigung. Das Eis lässt sich weder auf einen Begriff bringen noch modellhaft in einem kohärenten System fassen (Lubrich).

Gerade die Metapher als exzeptionelle Wortverwendung, die ‚in einen anderen als den aktuellen Zusammenhang verweist‘ und zunächst als ‚Störung‘ und ‚Fremdkörper‘ in der eigenen Sprache auftritt, kann in

ihrer Unübersetzbarkeit bzw. ‚Unbegrifflichkeit‘ in eine lexikalische Leerstelle eintreten und hat so ein besonderes Potential zur Fremddarstellung. Sie ist Unübersetzbares und ‚Fremdkörper‘ und manifestiert sich zugleich innerhalb der eigenen Sprache und im Bezug auf deren konventionellen Gebrauch. Damit bildet sie auf sprachlicher Ebene ein Fremdes im Vertrauten, das zugleich wesentlich durch Wechselwirkungen zwischen beiden Bereichen konstituiert ist. Da sich Identität wesentlich durch Abgrenzung konstituiert, werden mit der Veruneindeutigung und sprachlichen ‚Vertrautmachung‘ des als fremd Empfundenes zugleich Selbstverständnis- und Beschreibung problematisch und uneindeutig. In der Expeditionsbeschreibung wird die zunächst vorausgesetzte Grenze zwischen der eigenen und der ‚völlig fremde[n] Welt‘ auf einer sprachlichen Ebene durchlässig. Nicht nur lässt sich das fremde Eis nicht kohärent als Fremdheit beschreiben, zudem werden seine Unterscheidung vom Vertrauten und die kohärente Selbstbeschreibung problematisch. Eismetaphern werden auf einer wörtlichen und metaphorischen Ebene gedoppelt; Eigenes und Fremdes wird ununterscheidbar, metaphorisches und wörtliches Sprechen kollidieren, die Bezeichnungen werden unklar und haben innerhalb des Textes gegensätzliche Bedeutungen. Verweisketten, die sich durch den Text ziehen, schaffen sprachliche Verbindungen zwischen Gegenständen und Bereichen, die zunächst als unvereinbar und gegensätzlich gedacht werden. Der Text entwirft ein Netz von Verweisen, die Grenzen und Unterscheidbarkeit schwinden lassen.

Damit wird die anfängliche Absicht der Beschreibung einer ‚völlig fremde[n] Welt‘ sprachlich unterlaufen.⁷⁸



⁷⁸ Der vorliegende Text basiert auf meiner im November 2008 an der FU Berlin eingereichten BA-Arbeit im Fach Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft.

Anhang:

Überblick zum Bildmaterial der Beschreibung des Eises

Für die Darstellung des sprachlichen Bildmaterials ergibt sich ein methodisches Problem: um beschrieben werden zu können, müssen die Metaphern geordnet und strukturiert werden. Die eigene Darstellung der Metaphern etabliert damit eine Ordnung, die im Text durch das Nebeneinander, Durcheinander und Ineinander der verschiedenen Bildbereiche, die gerade nicht in einzelnen Sequenzen hintereinander geordnet, sondern vielmehr ineinander verwoben und durchmischt auftreten, gerade nicht gegeben ist. Die folgende Zuordnung der Metaphern zu verschiedenen Bildbereichen versteht sich daher als Hilfskonstruktion.

Menschliche Kultur und Praxis

Krieg / Kampf

Die Geschichte der Erforschung des Eismeeres beschreibt Payer als „lange Reihe der Kämpfe mit dem Eise“ (XCI)⁷⁹ und auch die eigene Reise begleitet „das Bewußtsein, daß wir, in einem Kampfe für wissenschaftliche Ziele, der Ehre unseres Vaterlandes dienen“ (S. 4). Gleich zu Beginn des Textes wird damit der Krieg als Vergleichsfolie für die Reise ins Eis aufgerufen. Die Kriegsmetaphorik setzt sich fort,

⁷⁹ Vgl. auch: „Mit karger Ausrüstung kämpften nun eine Reihe Männer gegen die Übermacht des Eises.“ (S. LXXXI); sowie: „Kampf“ um die Nordostpassage (S. XCVI). Das Eis bildet „zu besiegende Hindernisse“ (S. XXXIX), denen mit einer „Taktik“ (ebd.) begegnet werden muss. Opfer der Eismeerexpeditionen betrachtet Payer als Gefallene (vgl. S. XCI), „weitab von den gewöhnlichen Wahlstätten irdischen Ruhmes.“ (ebd.).

immer wieder kommt es zu „Kämpfe[n] mit dem Eise“ (S. 21)⁸⁰; das Eis unternimmt („furchtbare“ (S. 27), „wilde“ (S. 89)) „Angriffe“⁸¹, während umgekehrt die Fahrt des Schiffes ein „Anrennen“ gegen das Eis wird (S. XXXVIII). Das Eis ist „[u]nermüdlich ... in seinen Drohungen“ (S. 57), es begeht „Gewaltthaten“ (S. 68), bildet eine „ungeheure Phalanx rings um den unnahbaren Pol“ (S. 63). Es wird beschrieben als „Eis-Artillerie“ (S. 47) und „Raddampferflotte“ (S. 47), es erhebt sich gegen das Schiff „[w]ie die Volksmenge bei einem Aufstande“ (S. 36). Es klingt „wie wenn Tausende von Sichelwagen dahinrasten über die Sandflur eines Schlachtfeldes“, „wie das Schwirren unzähliger Pfeile“ (S. 90).

Die Beschreibung einer Eispressung gestaltet sich als Schlachtbericht vom Herannahen des Feindes (vgl. S. 90) zu seinem Angriff („andrängende[r] Troß“, S. 91), dem allgemeinen Schlachtgetümmel⁸² bis hin zum anschließenden Registrieren der Zerstörungen und Verluste:

Mit Trümmern übersät ist die Stätte, und in ragenden Reihen liegen die Gefallenen, denn wie in der Mongolenschlacht war kein Platz da für sie zum Hinsinken. [...] Ausgetobt hat das ergreifende Ringen⁸³; unheimliche Ruhe folgt, denn jeder Augenblick kann den Kampf neu entflammen. (S. 92)

⁸⁰ Vgl.: „Bild schwerer Kämpfe“ (S. 157), „Kampf“ (u. a. S. 92), um nur einige der zahlreichen Verwendungen der Kampfmetaphorik anzuführen.

⁸¹ Vgl. außerdem: S. 27, 40, 50, 55, 87, 89, 91.

⁸² Vgl.: „Ueberall ringen die krystallinen Schaaren“; „Dort liegt ein mehrere Winter alter Schollenveteran. Ein Riese in diesem Kampfe zermalmt er durch seine furchtbaren Rotationen die schwächeren Nachbarn. Aber mit allen anderen unterliegt er selbst wieder dem gewaltigen Eisberge [...]. Denn unbeirrt von dem tosenden Chaos, bohrt dieser seine Bahn durch die Phalanx zappelnder Pygmäen, Alles zersplitternd, was ihm zu trotzen wagt mit erbärmlichen Schilden“ (S. 91).

⁸³ Vgl. außerdem: „das grausige Ringen“ (S. 37).

Noch stärker tritt die Vorstellung eines nationalen Kriegsunternehmens in Verbindung mit der Metaphorisierung des Eises als Staat oder Reich hervor: das Eismeer wird zur „Großmacht des Eises“ (S. LXXXVI), dem „öden Reich des Eises“ (S. 92), zum „Reich der Zermalmung“ (S. 92), dem „Reich der eisigen Hydra“, in dem ein „Triumvirat“ aus „Finsterniß, Kälte und Einsamkeit“ (S. 79) herrscht.

Architektur

Das Eis bildet „starre Bauten des Frostes“ (S. 112), einen „Wall“⁸⁴ oder „Festungswall“⁸⁵, eine „Mauer“⁸⁶, eine „Schneewand“ (S. 90), einen „Thurm“ (S. 92), „Barrièren“⁸⁷ und „Gerüste“⁸⁸, „Krystallwände“ (S. 92), „Pyramiden“ (S. 92, 317) und „wirre Lager“ (S. 326, 329) und wird damit wiederholt in Architekturmetaphern gefasst. Ein Eisberg erscheint wie „geöffnete Thorflügel“ (S. 345), mehrere Eisberge wie ein „Labyrinth“ (S. 318). Die Bewegung durch das Eismeer geschieht „auf unbekanntem Pfaden“ (S. 64). Oftmals erscheint das Eis als in Zerstörung begriffene oder bereits zerstörte Architektur: es gleicht während und nach einer Eispressung einer „einfallenden Stadt“ (S. 91), „Trümmer[n]“ (S. 92), „Ruinen“ (S. 240): „Nur da oder dort ächzt

⁸⁴ Z.B. S. 29, 53, 91; vgl. außerdem Beschreibungen des Eises als „abgerundete Wälle“ (S. 92, 94), als „vorrückender Wall der Aufeinanderthürmung“ (S. 56), „ungeschlachte Wälle“ (S. 411); als „unaufhaltsam näherrückenden Wall“ (S. 157), sowie die Erwähnung der „pochende[n] Gewalt des vorrückenden Walles“ (ebd.).

⁸⁵ Vgl.: „ein Festungswall aus Schnee und Eis umgibt seinen [des Schiffes] Leib“ (S. 70).

⁸⁶ S. 92, 317, außerdem: „geschlossene Eismauer“ (S. 7).

⁸⁷ Z.B. S. 11, 15, 33.

⁸⁸ Z.B. S. 144, 138; außerdem: „wandelnde Gerüste“ (S. 55), „erhobene Gerüste“ (S. 91).

oder zuckt noch ein Wall, knistert eine Mauer, rasselt zusammen [...]. Oder es stürzt ein Thurm ein“ (S. 94). Auch der Schmelzungsprozess führt zum „Verfall der Eisgerüste und Wälle“ (S. 120).

Gefängnis / Exil / Verbannung

Das Eis erscheint Payer als Gefängnis und „Kerker“ (S. 408), als Exil (vgl. S. 79). Das Einfrieren des Schiffes, seine „Haft“ (S. 14) in den „Fesseln des Eises“ (S. 136, 425) und den „Banden der Erstarrung“ (S. 63) verstärkt dabei nur ein grundsätzlich vorhandenes Gefühl der „freiwillige[n] Verbannung⁸⁹ vom Leben“, „hunderte Meilen fern von jedem Freunde und Befreier“ (S. 91), als die der Aufenthalt im „fernen Eismeer“ (S. 33) empfunden wird. Die Mannschaft führt das „Leben von Gefangenen“ (S. 62) oder „Gemiedenen“ (S. 70), lebt in der Hoffnung auf „Befreiung“ (S. VII, 24, 63, 166, 412, 431⁹⁰) oder „Erlösung“ (S. 68) aus der „Gefangenschaft“ (S. 27, 50, 78, 87, 116).

Kunst

Das Eismeer wird immer wieder als „Bild“ und „Schauspiel“ betrachtet: „Noch immer wechselte das Bild unserer Umgebung, doch war dieser Wechsel [...] in unserem monotonen Leben nichts Anderes als ein harmloses Schauspiel“ (S. 29). Einen „düstern Eindruck“ hinterlässt eine „Scene“ (S. 55) während der Eispressungen: „Schweigend, mit dem Gefühle der Hilflosigkeit, standen wir vor dem Ungeheuer aus

⁸⁹ Vgl. S. 1, 63; Teilnehmer einer Polarexpedition sind für Payer „zeitlich Verbannte“ (S. LXXIII).

⁹⁰ Vgl. außerdem: Der „Stunde nahe, welche uns dem Eise entreißen sollte“ (S. 429); die Hoffnung „frei zu werden“ (S. 27).

klirrenden Eistafeln und starrten das Schauspiel an“ (S. 55). Das Geschehen wird als Aufeinanderfolge von Bildern vorgestellt: „Wieder wechselt das Bild“ (S. 92). Das Eis liefert „Bilder der Zerstörung“ (S. 94), „Bilder der Zermalmung“ (S. 138), das „Bild tiefsten Winters“ (S. 112), „traurige Bilder“ (S. 326), „unbeschreiblich schwermüthige Bilder“ (S. 57), das „Bild schwerer Kämpfe“ (S. 157), sein „Ringeln“ wirkt „ergreifend“ (S. 92). Das Eismeer bildet eine „eisige Bühne“ (S. 104). Der Abschied aus dem Eismeer gestaltet sich im doppelten Sinne als Theater: die Expeditionsteilnehmer sind zugleich Zuschauer und Akteure vor und auf der ‚Eismeerbühne‘: das Eis wird ein letztes Mal betrachtet: „das letzte Schauspiel der Eismeerwelt lag vor uns“ (S. 429), gleichzeitig erscheint die nördliche Lage der Eisgrenze „im günstigen Jahr 1874“ (S. 435) als „der letzte Act einer Reihe glücklicher Lösungen aus drohenden Constellationen [...], dem wir unsere Befreiung aus dem Eise und unsere Erfolge zuschreiben mußten“ (S. 435), so dass die Reise der Expedition und ihre Rettung(en) als eine in Akte gegliederte Aufführung erscheinen. Als musikalisch erweist sich das Eis durch die Hervorbringung „höchste[r] Soprantöne“ (S. 48) oder „tiefe[r] Töne“ (S. 90), es ist „klingend“ (ebd.) und hat einen „Rhythmus“ (ebd.).

Schmuck

Besonders in der Beleuchtung von Sonne, Mond oder Nordlicht erscheint das Eis als Schmuck oder Edelstein und wird dann magisch schön (vgl. S. 51). Die „Diamantblitze des Frostes“ (S. 57), „des

Frostes Diamanten“ (S. 63), eine „diamantsprühende Schneebahn“ (S. 104) bilden „eine ununterbrochene Reihe zaubervoller Bilder“ (S. 64). Eisberge glühen „wie Juwelen“ (S. 162), erscheinen als „Perlen“ (S. 329) und sind Teile einer Landschaft von „erhabener Schönheit“ (S. 329). Die Berge des neuentdeckten Landes bedecken „zerrissene Eisdiademe“ (S. 324). Eiszapfen bilden „thränende Gletscherguirlanden“ (S. 112). Der Abschied aus „der Eismeerwelt“ fällt schwer, da sie „sich jetzt mit ihrem vollen Zauber schmückte.“ (S. 429).

Kleidung / Gewebe

Land und Schiff tragen „ein zerrissenes Schneekleid“ (S. 9), ein „Kleid aus Eis“ (S. 136), einen „wärmende[n] Überrock“ (S. 72, 115), das Schiff ist von einer „schütze[n] Eisdecke“ (S. 91) aus Schnee umgeben, die als „Bekleidung“ (S. 53) dient, das Land ist in einen „feinen Schneemantel gehüllt“ (S. 163). Das Eis bildet eine „Hülle“⁹¹ oder ein „Gewebe“ (S. 248). Der Schnee fällt als „Schleier“ (S. 240). Die Bewegung des Eises wird als Strickvorgang beschrieben: „Emsig schloß das Eis jede noch offene Masche im Netze der Wasserstraßen“ (S. 14).

Geographische und kulturelle Fremde

Mehrfach wird das Eis in Metaphern beschrieben, die geographische oder kulturelle Fremdheit indizieren. Dominant sind dabei Bilder, die

⁹¹ „Hülle“: S. XVII (zweimal), S. 170, S. 241, S. 252, S. 270.

Ägypten zugeordnet werden können: das Eis gleicht „zahllosen Sphynxen“ (S. 104), bildet „Memnons-Säulen“ (S. 104) und „Pyramiden“ (S. 92, 317). In der Einleitung vergleicht Payer die Nordpolexpeditionen mit den „Expeditionen zur Erforschung der Nilquellen“ (S. LXII), die Suche nach der Nordwestpassage gleicht „dem Bau der Pyramiden“ (S. XCI). Andererseits wird das Eis zur „Mongolenschlacht“ (S. 92). Es wird verglichen mit dem „scythische[n] Winter“ (S. 250). Eine Eismeerexpedition gestaltet sich als „Argonautenzüge“ (S. LXXXVII) und innerhalb des Eises findet sich ein „Hafen von Aulis“ (S. 394).

Chaos

„Wo auf Erden herrscht solch ein Chaos?“ (S. 93), fragt Payer. Das Eis ist ein paradoxes, zugleich „einförmige[s]“ und sich „immer wilder gestaltende[s] Chaos“ (S. 309), ein „emporgethürmtes Chaos aus Bergen und Thälern“ (S. 157), ein „dampfendes und rasselndes Chaos“ (S. 138). Die Eisdecke „artet aus“ in ein „Chaos von Trümmerhügeln und Eisbergen“ (S. 305)⁹². Das Eis ist „Wirrsal“ (S. 38, 91), „Eisgewirre“ (S. 113, 165, 90), es bildet „wirre Eistrümmer“ (S. 319), „wirre Lager“ (S. 326f) und liegt „verworren“ (S. 309). Die „verworrenen Reihen des Eises“ bieten „unerschöpfliche Motive“ (S. 28). Weiterer Ausdruck des Chaotischen und nicht Erfassbaren ist die häufige Verwendung von Zahlwörtern, die die Unmöglichkeit der

⁹² Das Eis ist ein „Chaos“ (S. 170, 90), „tosende[s] Chaos“ (S. 91), „schneeiges Chaos“ (S. 120), „aufgeworfenes Chaos“ (S. 236), „Chaos eiserfüllter Finsterniß“ (S. XLVII), bildet ein „Chaos der zerbrochenen Klippen“ (S. 40).

Zählbarkeit ausdrücken: „Das tausendfach gebrochene Eis“ (S. 51, S. 90), gleicht „zahllosen Sphynxen“ (S. LXXXVIII, 104) und „unzählige[n] Teufeln“ (S. 36). Schnee fällt in Form „unzählige[r] stechende[r] Pfeile“ (S. 240) und als „Milliarden blitzende[...] Nadeln“ (S. 240). „Milliarden blitzender Schneekristalle“ (S. 245), „[d]ie unzähligen Eiskristalle“ (S. 251), „zahllose Eisberge“ (S. 317), „zahllose Theile gethürmten Eises“ (S. 371) oder eine „unermessliche Menge Schnee“ (S. 420) machen das Eis unzählbar und unübersichtlich.

Mythologie

Das Eis wird in einer mythischen Bildlichkeit beschrieben und erscheint als „Riese“ (S. 91), „Leviathan“ (ebd.), „Hydra“ (S. LXXXVIII); oder wie „unzählige Teufel im Gewand der Unschuld“ (S. 36f), „Dämonen“ (S. 37), „sinnlose Ungeheuer“ (S. 90, 55). Es bildet „verfallene Kolosse“ (S. 104)⁹³, „Harpienschaaren“ (S. 63), und „Sphynxen“ (S. LXXXVIII, 104). Der Sturz eines Eisbergs ist ein „Titanensturz“ (S. 9); das Eis der Eispressungen ist ein „zischende[r] Höllenkessel“ (S. 37) und wird damit den „Höllenschilderungen“ (S. 87) vergleichbar.

Das Eis ist „düster“, „traumhaft“ (S. 104), „gespenstig“ (S. 51), „unheimlich“ (S. 55, vgl. S. 157) und „in den Bereich des Phantastischen entrückt“ (S. 11).

Memento Mori / Totenreich

⁹³ Vgl.: „Koloss“ (S. 55), „Eiskoloss“; „gigantische Kolosse“ (S. 317).

Parallel zur Metaphorisierung des Eises als Leiche und Leichentuch stehen weitere Todesmetaphern: Das Eismeer ist „das stille Reich des Todes“ (S. 64, 104), das sich jenseits der „Grenze des Lebens“ (S. 64) befindet. Ein Eismeeraufenthalt bedeutet eine „Verbannung vom Leben“ (ebd.). Es herrscht „unvergleichliche Todtenstille“ (S. 408), der das offene Meer als „Stimme des Lebens“ (S. 429) gegenübersteht. Das Eismeer wird verlassen mit dem „Gefühl, als seien wir nach langer Grabesnacht wieder erwacht, zu einem neuen Dasein!“ (S. 429f). In der Leblosigkeit (vgl. S. XCI) „erstirbt die letzte Welle“ (S. 64). Das Schmelzen des Eises ist ein „Hinsterben“ (S. 9, 112), das – zumindest zu Beginn des Textes – zum Memento Mori wird:

Alles rings um uns predigte Vergänglichkeit; denn unausgesetzt herrscht das Nagen des Meeres und die geschäftige Emsigkeit des Schmelzungsprocesses an den Gefilden der Eiswelt. Bei bedecktem Himmel gibt es Nachts wohl kein melancholischeres Bild, als dieses flüsternde Hinsterben des Eises; - langsam stolz wie ein Festzug zieht die ewige Reihenfolge weißer Särge dem Grabe zu, in der südlichen Sonne (S.11).

Natur

Häufig sind Beschreibungen des Eises in Naturmetaphern, in denen es in andere Elemente überführt wird. So ist die Rede vom Eis als „Trümmerberg“ (S. 55), als „Klippen“ (S. 40, 91, 92, 94), als „Gewirre von Gebirgsketten“ (S. 92) oder „Gebirge“ (S. 94). Das Eis bildet „Berge“ (S. 36, 88, 91, „wandelnde Berge“, S. 37), „Berge und Täler“ (S. 157), „Gerüste wie Berge“ (S. 138), und erscheint als „ein Strom“ (S. 91). Payer sieht „Wälle hoch aufgeschichteten Eises [...] gleich

Juli 2010

brandendem Schaum“ (ebd.), einen Eisberg, der sich wie „Rauch“ (ebd.) vorwärtsbewegt. Das Eis wird zum „Vulkan“ (S. 81), „Krater“ (S. 94), „Erdbeben“ (S. 90, vgl. S. 39), und „Wasserfall“ (S. 36), zu „berstenden Hängen“ (S. 91), oder Payer versichert: „ja in Blasen steigen die Felder empor“ (ebd.). Außerdem erscheint es als „Unkraut“ (S. 70).

In der Sonne erlöscht das Eis „zischend wie ein Flamme“ (S. 11) im Meer, es scheint zu glühen (vgl. S. 12) und zu kochen (vgl. S. 50, 90), es steht „in Flammen“ (S. 248), erweckt den Eindruck starrer rosiger Flammen (vgl. S. 429), lärmt wie eine „Feuersbrunst“ (S. 38). Das Eis liegt in „rauhem Wogen“ (S. 307) oder „silberglänzende[n] Hügel[n]“ (S. 307). Es bildet „Sümpfe“ (S. 121, 396). Der Schnee ist „felsenhart“ (S. 253), eine „Wolke“ (S. 240), eine „Fluth“ (S. 96, 240), er bildet „Flammenlinien“ (S. 240) oder ähnelt dem „Flugsand“ (S. 117). Darüber hinaus wird das Eis durch Mineralien beschrieben: „Das tausendfach gebrochene Eis hatte die Reinheit und das kalte Aussehen des Alabasters, die zarte Schattirung von Eisenblüthe angenommen.“ (S. 51f).

Besonders intensiv kommt die Bildlichkeit der Wüste in der Beschreibung zum Einsatz; das Eismeer erscheint als „tostlose Wüste“ (S. 34)⁹⁴; „sonnenglühende Eiswüste“ (S. 121), als „Schneewüste“ (S. 340), als „ungeheure Wüste“ (S. 321). Ein ähnliches Bild bietet die („schauerliche“ (S. 47), „dunkle“ (S. 61)) „Einöde“ (S. 4, 51, 54, 109, 160, 431). Das Eismeer wird umschrieben

⁹⁴ „Wüste“: S. XLVII, S. 93, S. 107, S. 121, S. 136, S. 211, S. 214, S. 233, S. 240f, S. 259, S. 294f.

als „tostlose Öde“ (S. 20), „öde[s] Reich“ (S. 92), „blendende Einöde“ (S. 109) oder als „Einöden voll Sturm, Finsterniß und Kälte“ (S. 431). Als Wüste und Einöde ist die Eislandschaft „tostlos“ (S. 34) und defizitär: sie bietet den „Eindruck einer dürftigen Natur, die selbst des Lichtes entbehrt“ (S. 79)⁹⁵. Das Eis wird durch das Abwesende, den Mangel an vertrauten Landschaftsmerkmalen, beschrieben: „Anstatt des heiteren Schimmers junger Saaten und Wälder umgab uns eine blendende Einöde, statt duftenden Blütenhauches und üppiger Frühjahrsluft erhoben sich treibende Wolken stechender Eisnadeln“ (S. 109). Damit erscheint das Eismeer selbst als „Leere“ (S. 1, 63), „nichts als Eis“ (S. L, 125) ist zu sehen oder eine „durch Nichts markierte[...] Schneefur“ (S. 355). Das Eis ist ein „bleiche[s] vergängliche[s] Nichts“ (S. 408), ein „tostloses“ (S. 35) oder „blendendes Einerlei“ (S. 416)⁹⁶, es ist abwechslungslos: „Unbeschreiblich monoton war diese Umgebung; sie bestand in einer reizlosen weißen Fläche“ (S. 26f). Zugleich wird das Eis aber auch vereinfachend „Alles“ (S. 36, 50, 63, 91, 92).

Körper / Personifikation

Das Eis wird als Körper, häufig auch als Leiche vorgestellt, es ist ein „Riesenleib“ (S. 57) oder ein „starrer Leib⁹⁷“ (S. 63, 91), die Rede ist von „Schollenkörper[n]“ (S. 38), den „Glieder[n] des Eises“ (S. 63, 91), von seinen „erfornen Glieder[n]“ (S. 64): „Todtenstille herrscht im

⁹⁵ Es scheint, als wäre „diese Welt unwerth ihres [der Sonne] Lichtes“ (S. 104).

⁹⁶ „Einerlei“: S. 311.

⁹⁷ Vgl. auch: „starrer Leib der Schöpfung“ (S. 104).

Umkreise über den Gestalten⁹⁸ des Eises, welche ihre bleichen kalten Glieder überallhin ausdehnen und das ganze große Eismeer in ein riesiges Leichentuch verwandeln.“ (S. 408). Eisberge und Eiswälle erscheinen als „Leiber“ (S. 317, 411). Das Eis hat „Augen“ (S. 62), „Köpfe“ (S. 38), „Poren“ (S. 122), einen „Schlund“ (S. 37). Es häutet sich jährlich wie ein großes Tier (vgl. S. 122), seine Atemzüge sind spürbar (vgl. S. 36). Es verschlingt (vgl. S. 36, 88), würgt (vgl. S. 36, 92), es „zappelt“, „zuckt“ (S. 92), „zittert“ (S. 55). Das Eis ist wütend (vgl. u.a. S. 89), verräterisch (vgl. S. 324), „emsig“ (S. 14), es hat „Launen“ (S. LIX, LX, 24) und äußert „ungeduldiges Verlangen“ oder „wildes Frohlocken“ (S. 37). Es wird wie ein Lebewesen mit Gefühlsregungen, Charaktereigenschaften und Intentionen belegt und so personalisiert. Auffällig ist diese Tendenz auch in der Beschreibung der Geräusche des Eises: es ächzt (S. 4, 55), stöhnt (vgl. S. 55), es brummt (vgl. S. 36), äußert ein „tausendstimmiges Wuthgeheul“ (S. 36, 90), „Geheul und Jammertöne“ (S. 36); es brüllt (vgl. S. 39, 51, 87, 90), klagt in allen Tonarten (vgl. S. 91), kreischt (vgl. ebd.), gibt ein Hohnlachen von sich (vgl. S. 37), flüstert (vgl. S. 91), es hat eine „Stimme“ (S. 116) und spricht eine mal verständliche, mal unverständliche „Sprache“⁹⁹. Damit werden dem Eis überwiegend menschlich oder tierisch konnotierte Lautäußerungen zugeschrieben.

⁹⁸ Vgl. auch: „blasse Eisgestalten“ (S. 11).

⁹⁹ Es spricht „noch nicht mit Sprache drohender Gefahren“ (S. 29), mit der „Beredsamkeit der Zerstörung“ (S. 35), eine „Sprache“ der „Schrecken“ (S. 90); Eisberge „redeten zu uns noch nicht die Sprache einer so heiß ersehnten Botschaft“ (S. 126).